

keine historischen Kirchen abgebrochen, um etwa einem Konzernpalast Platz zu machen oder einem Konsumzentrum. Aber irgendwann tauchen die bekannten Nutzungsfragen auch hier auf, vor allem im Zusammenhang mit dem Wandel in der Bevölkerungsstruktur, dem Stadt und Land ausgesetzt sind: in der Stadt werden die Kirchen z. T. überzählig, in aufgewerteten Landorten werden sie zu klein.

Gerade im letzteren Fall ist man vereinzelt dann einen sehr problematischen Weg gegangen: Man baut eine neue Kirche, die größer ist, zudem liturgisch betriebssicher; und man baut sie samt Gemeindezentrum weitab von der alten Kirche – um gleich was Richtiges zu haben! –, anstatt das Alte zu erweitern und einzubinden in die Aufgaben des Neuen. Ungenutzte Kirchen sind eine schier unlösbare Erhaltungsaufgabe.

Und nicht anders sind die Nutzungsprobleme zu sehen, die sich aus der Gebietsreform ergeben; die alten Rathäuser vor allem, die zu klein oder zu groß sind – oder eben auch überflüssig – und dann leerstehen. Sie sind von der Bedeutung wie von der Nutzung her aus der Verankerung gelöst, werden zum Treibgut und damit rasch zum Abbruchobjekt, wo andere Interessen inzwischen schon auf grünes Licht warten, etwa der längst angestrebte Verkehrsausbau im Ort. Der Trend, selbst in kleinen Landgemeinden, von der Ortsmitte an den Rand und dort in das Eigenheim im verkehrsrhigen Neubaugebiet auszusiedeln, erhält damit zumeist den ent-

scheidenden Impuls. Der historische Baubestand im Ortskern verliert seine tragfähige Nutzung und jede Investitionsbereitschaft. Vom Konservator wird in solchen Fällen dann lediglich noch verlangt, daß er sich realistisch und abbruchfreundlich verhält vor leerstehenden, baufälligen Althäusern, die aber eben vor allem aus solchen Gegebenheiten heraus zum Opfer eines «überzogenen Denkmalschutzes» gemacht wurden.

Hätte ich in den letzten Wochen aus Gesprächen mit den Kirchen, mit den Landwirtschaftsämtern und überhaupt mit der für uns heute so wichtigen Planungsebene nicht auch die erfreuliche Erfahrung zur offenen Bereitschaft für eine koordinierte Beachtung all dieser Probleme machen können – es wäre vieles hier nicht im Tonfall eines klimafreundlichen Berichtes ausgefallen.

Es ist die Frage, welche Rolle der geschichtlichen Dimension in der Umwelt und im modernen Bewußtsein beigemessen wird. Es wäre gefährlich, so meine ich, nur von der Gegenwart her die Zukunft sehen und bestreiten zu wollen. Wir handeln bekanntlich in erster Linie aus Erfahrung und dabei nicht zuletzt aus jener Erfahrung, die uns die Geschichte vermittelt – gerade auch die Geschichte in ihren originalen und untrüglichen Zeugnissen, die wir Denkmäler nennen. In dieser Einschätzung von Geschichte als fortwirkende Vergangenheit liegt jedenfalls der Sinn dessen, was wir unter dem überholten Begriff Denkmalpflege zu leisten versuchen.

Konstruktives über durchbrochene gotische Turmhelme

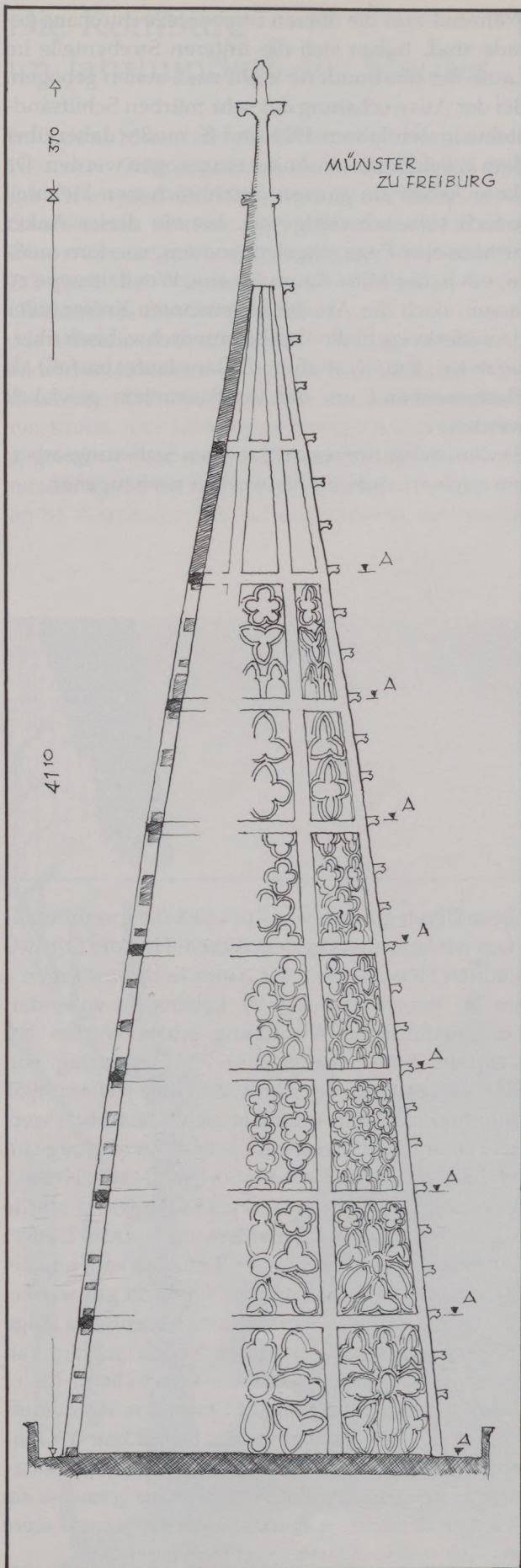
Rudolf Lempp

Mit Zeichnungen von Hannes Mayer

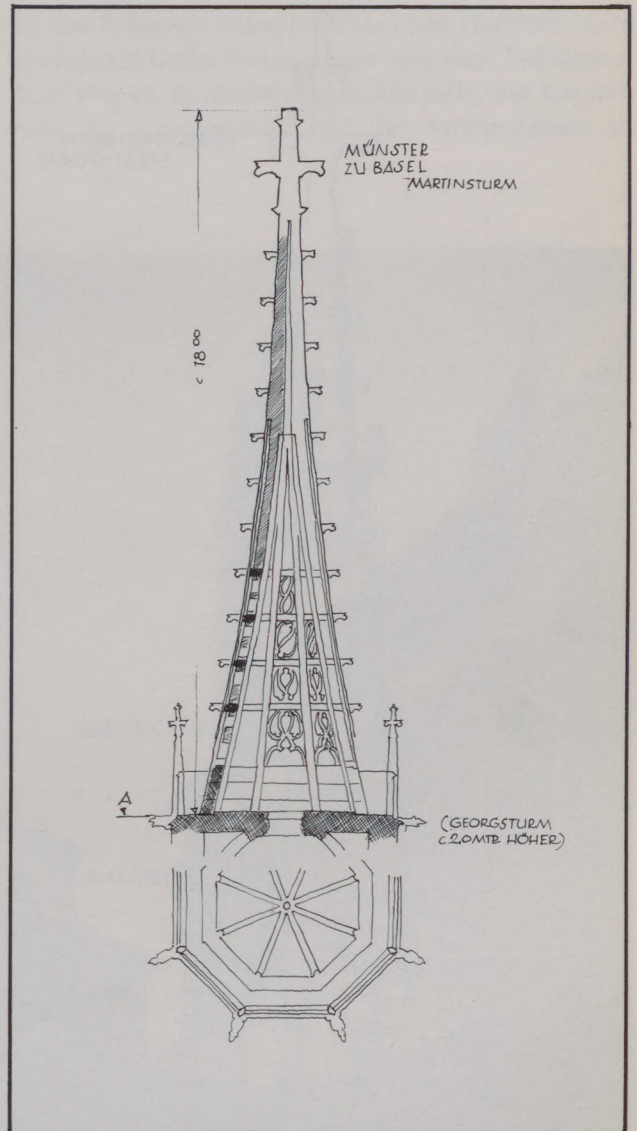
Der Helm des Münsters in Freiburg im Breisgau (14. Jahrh.).

Seine vertikalen Tragrippen zeigen eine deutlich sichtbare Bauchung nach außen. Wie wirkt sich dies konstruktiv aus? Der schräge Schub dieser Rippen wird auf ihre ganze Länge verteilt, so daß am Fuße des Helms verringerte Horizontalkräfte zu bewältigen sind. Da jedoch die Bauchung der Vertikalrippen sich leicht vergrößern könnte, so daß die Gefahr der Ausknickung bestünde, hat der Baumeister,

soweit von unten zu beurteilen, offenbar in jedem Feld, also in jede Horizontalrippe, einen eisernen Ringanker eingelegt. Er nimmt damit in jedem Feld den dort vorhandenen kleinen Seitenschub auf, so daß der starke Schub am Fuße des großen Helms entlastet ist. Dieser hätte sonst mit dem Druck des Ankers auf den Stein bedenklich werden können. Ein Ausknicken der Streben nach innen oder den Seiten verhindern die horizontalen Rippen und das eingefügte Maßwerk.

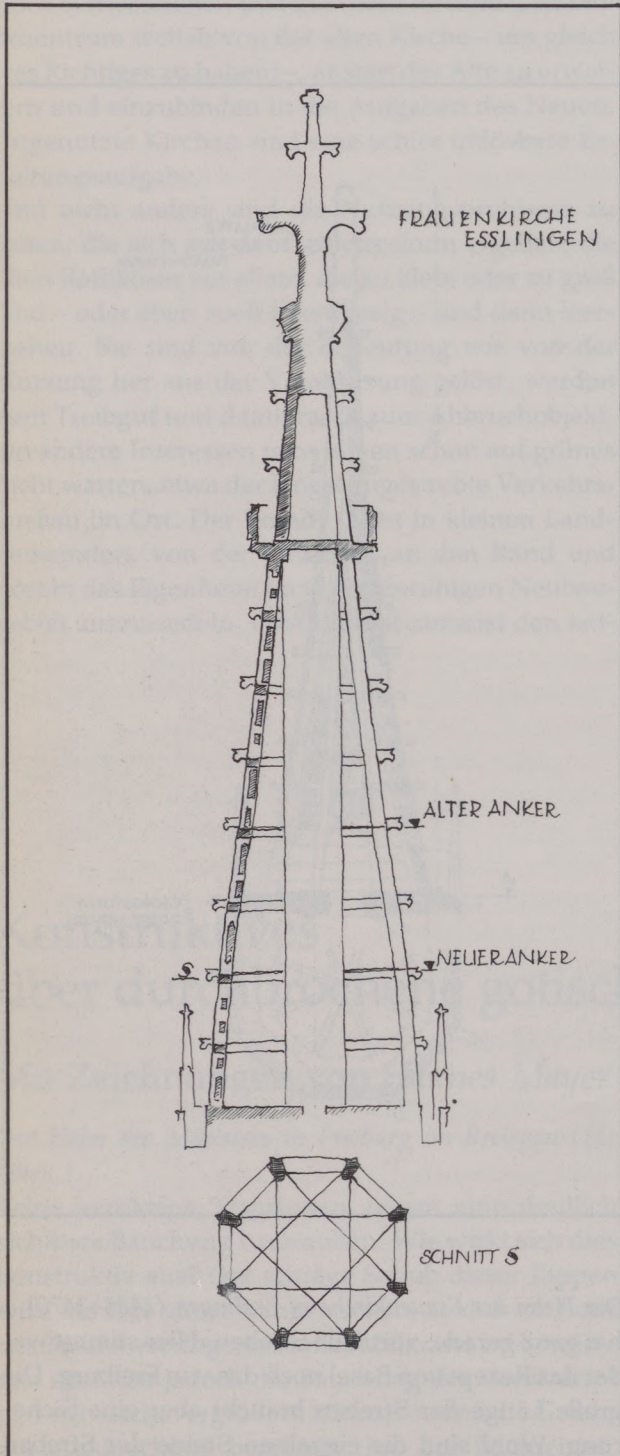


Die Helme des Basler Münsters (1421 bzw. 1488) sind wesentlich kleiner als der von Freiburg. Hier sind die vertikalen Tragrippen konkav, also nach innen gebaucht. Sie können somit nicht nach außen ausknicken. Das Füllwerk verhindert wie in Freiburg ein Ausweichen nach innen und nach den Seiten. Doch nun wird der ganze Schub der Streben am Fuß der Helme konzentriert. Da diese jedoch klein sind und mit ihren steilen Streben ohnehin nur geringen Schub ausüben, kann dort die ganze Sicherung mit einem oder zwei Ringankern erreicht werden.



Der Helm der Frauenkirche in Esslingen (1465–1470) hat ganz gerade, vertikale Streben. Hier stimmt weder das Rezept von Basel noch das von Freiburg. Die große Länge der Streben braucht aber eine Sicherung. Wohl sind die einzelnen Steine der Streben

durch Metallbügel verbunden, doch genügt dies allein nicht. Der Baumeister hat deshalb über dem vierten der acht Felder (von unten gezählt) die waagrechten Rippen, die sonst auf allen Seiten aus einem Stein bestehen, durch eine waagrechte Fuge geteilt und in diese Fuge einen guten Ringanker eingelegt. Da die Felder jedoch nach oben immer enger und damit im Stein dichter werden, liegt dieser Anker nicht unwesentlich über der viel stärker aufgelösten Steinmasse der unteren Hälfte des Turmhelms:



Während nun die oberen Strebenteile durchaus gerade sind, haben sich die unteren Strebenteile im Laufe der Jahrhunderte leicht nach außen gebogen. Bei der Auswechslung der sehr mürben Schilfsandsteine in den Jahren 1924 und ff. mußte daher über dem 2. Feld noch ein Anker eingezogen werden. Da diese Arbeit am ganzen durchbrochenen Helmteil jedoch sehr schwierig war, konnte dieser Anker nicht in eine Fuge eingelegt werden, sondern mußte, um in der Mitte Raum für eine Wendeltreppe zu lassen, nach der Art des sogenannten Krötenfußes (Der Merkvers heißt – ins Beamenschwäbisch übersetzt: Kri, Kra, Krottefuß, d' Gäns laufet barfuß) als Flacheisenband um die Vertikalstreben gewickelt werden.

Es wäre sicher interessant, solchen Sicherungsarbeiten auch an anderen Bauwerken nachzugehen.

Diese Überlegungen von RUDOLF LEMPP veröffentlichen wir besonders gern in diesem Heft der SCHWÄBISCHEN HEIMAT, weil der Autor in diesen Tagen – am 26. November – sein 90. Lebensjahr vollendet. Eine ausführliche Würdigung seines Werkes hat GERHARD SCHNEEWEISS zum 70. Geburtstag von RUDOLF LEMPP in der SCHWÄBISCHEN HEIMAT 1957 unternommen. Das muß hier nicht wiederholt werden. Aber der Hinweis auf die Esslinger Beiträge im vorausgegangenen Heft der SCHWÄBISCHEN HEIMAT sei erlaubt: Kein Autor und kein Baumeister wurde dort so oft genannt oder zitiert wie RUDOLF LEMPP, der 1922 als Stadtbaurat nach Esslingen kam und bei Planung und Gestaltung des Neuen so gut wie bei der Erhaltung des Überlieferten wesentliche Züge im heutigen Bild der Stadt am Neckar geprägt hat. Schon damals hat er Leitsätze verwirklicht, die er dann später in Theorie und Praxis des Wiederaufbaus in Stuttgart immer wieder betont hat: *Wir können auch das Neue nicht planen, ohne auf das Alte Rücksicht zu nehmen. . . . nicht, daß das Neue genau wie das Alte werden müsse. Aber wir müssen das Neue so neben das Alte stellen, daß eine neue Einheit entsteht.*